

KLAUS-MICHAEL KÖPCKE/DAVID A. ZUBIN

DIE KOGNITIVE ORGANISATION DER GENUSZUWEISUNG ZU DEN EINSILBIGEN NOMEN DER DEUTSCHEN GEGENWARTSSPRACHE

1. Das Problem
2. Die phonologischen Regeln für die Genuszuweisung
3. Die semantischen und morphologischen Regeln für die Genuszuweisung
4. Das Experiment
 - 4.1 Die Ergebnisse des Experiments
 - 4.2 Diskussion der Ergebnisse
5. Die Unterteilung des Lexikons in Kern-, System- und Peripheriebestandteile

1. Das Problem

Die Genuszuweisung zu den Nomen der deutschen Gegenwartssprache wird, sieht man einmal von einigen Derivationssuffixen und der mit ihnen korrespondierenden Genuszuweisung ab, von der gegenwärtigen linguistischen und germanistischen Forschung als weitgehend arbiträr eingeschätzt. Immer noch scheint die Einschätzung von Bloomfield (1933) zuzutreffen, daß

“... the gender categories of most Indo-European languages... do not agree with anything in the practical world... there seems to be no practical criterion by which the gender of a noun in German, French, or Latin could be determined. (271, 280)”

Diese Position vertreten in neuerer Zeit auch die Germanisten Brinkmann (1962) und Vater (1963). Und erst kürzlich äußerte sich Maratsos (1979) folgendermaßen:

“The classification is arbitrary. No underlying rationale can be guessed at. The presence of such systems in a human cognitive system constitutes by itself excellent testimony to the occasional nonsensibility of the species. Not only was this system devised by humans but generation after generation of children peacefully relearns it. (232)”

Die Auffassung von beliebig häufig, willkürlich auftretenden Unregelmäßigkeiten im sprachlichen System ist zwar prinzipiell in dem Sinne von Chomsky (1965) mit dem Begriff „lexical feature“ gerechtfertigt; sie lässt sich jedoch mit den Erkenntnissen der Spracherwerbsforschung nur sehr schwer in Einklang bringen. Im folgenden werden wir dafür argumentieren, daß aufgrund von Lern- und Speicherungsprinzipien ein Systematisierungsdruck seitens der Sprachbenutzer existiert, der es ermöglicht, stochastische Regeln für die Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache zu formulieren.

Wir wissen, daß Kinder keineswegs passive Konsumenten morphologischer Irregularitäten sind, sondern sehr wohl aktiv nach Form-Bedeutungs-Korrespondenzen suchen. Zu denken wäre hier an das mittlerweile klassische Experiment

von Berko (1958) oder, bezogen auf das hier zur Diskussion stehende Problem, an den Nachweis des Gebrauchs phonologischer Regelmäßigkeiten für die Genuszuweisung im Französischen durch Tucker u. a. (1968 und 1969) und Karmiloff-Smith (1978). Den Ergebnissen zur Genuszuweisung im Französischen vergleichbar sind die Resultate Popovas (1958) für die Genuszuweisung durch Kinder im Russischen und Bermans (1981) für die Genuszuweisung im Hebräischen insofern, als daß auch für diese beiden Sprachen nachgewiesen werden konnte, daß Kinder sich bei ihren Genusentscheidungen vorzugsweise an formalen Markierungen orientieren.

Für das Deutsche konnte MacWhinney (1978) nachweisen, daß Kinder während des Spracherwerbs von phonologisch-morphologischen und semantischen Eigenschaften (dem natürlichen Geschlecht) der Nomen für die Genuszuweisung Gebrauch machen. MacWhinney folgend sind phonologisch-morphologische Informationen für die Bestimmung des Genus von Kunswörtern relevanter als für reale Wörter. Am effektivsten sind solche Informationen für feminine Nomen; die Markierungen waren in MacWhinneys Experiment hier entweder der Auslaut /e/ oder das Ableitungssuffix -ei.

Diese kurze Zusammenschau deutet an, allerdings an einem in der Kindersprachenforschung bisher kaum behandelten linguistischen Gegenstand, daß Sprache vom Kind aktiv und in gewisser Weise einer Eigengesetzlichkeit folgend erworben wird. Zur sprachlichen Kompetenz des Sprechers zählt jedoch nicht nur, alles schon einmal Gehörte korrekt zu wiederholen, es also gleichsam auswendig zu lernen, sondern in besonderem Maße seine Kreativität, nämlich die Fähigkeit, neue Äußerungen zu produzieren bzw. zu perzipieren; oder, um den Bezug zur Genusproblematik herzustellen: auch vorher nie gehörten Nomen ein Genus zuweisen zu können. Von daher scheint die folgende These gerechtfertigt zu sein:

Im nominalen Lexikon muß eine Korrelation zwischen Genuszuweisung und Form- und/oder Bedeutungseigenschaften der Nomen existieren, die stark genug ist, um für den Sprecher des Deutschen als Basis für seine Hypothesenbildung bezüglich der korrekten Genuszuweisung dienen zu können. Solche Korrespondenzen zwischen den linguistischen Eigenschaften der Nomen und ihrer jeweiligen Genuszuweisung können auf der phonologischen, morphologischen oder semantischen Ebene angesiedelt sein.

Mehrsilbige Nomen sind häufig durch Derivationssuffixe in ihrer Genuszuweisung markiert; u. a.: -ung, -heit, -keit für das Femininum; -ling, -rich für das Maskulinum und -chen, -lein, -tum für das Neutrum. Ausführlichere Erörterungen über die nominalen Ableitungssuffixe finden sich z. B. bei Fleischer (1975: 148 ff.), Wellmann (1975: 54 ff.) und Hoeppner (1980: 120 ff.). Die Arbitraritätsthese in der Genuszuweisung kann offenbar am ehesten für die einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache Gültigkeit beanspruchen. Jedoch zeigen Köpcke (1982) und Zubin/Köpcke (1981), daß auch hier Korrespondenzen zwischen der phonologischen Form, der morphologischen Kategorie „Plural“ oder der Semantik eines Wortes und dessen Genuszuweisung bestehen. In den folgenden Abschnitten soll nach der Darstellung einiger dieser Korrespondenzen der

Nachweis erbracht werden, daß der Sprecher des Deutschen von ihnen bei der Genuszuweisung zu unbekannten Nomen Gebrauch macht und daß somit genuszuweisende Regeln zur Sprachproduktionskompetenz zu zählen sind.

2. Die phonologischen Regeln für die Genuszuweisung

Köpcke (1982) hat mit 24 phonologischen, 5 morphologischen und 15 semantischen Regeln etwa 90 % der 1466 im Rechtschreibbuden verzeichneten einsilbigen Nomen in ihrer Genuszuweisung erklären können. Es handelt sich dabei grundsätzlich um stochastische Regeln, d. h. die Regeln beschreiben Tendenzen, die aus der Rückwirkung von z. T. gegeneinander wirkenden Faktoren entstehen; aufgrund dessen besitzen die Regeln keine kategoriale Valenz. Auf den Status der Ausnahmen werden wir später noch näher eingehen. Da die in Köpcke (1982) beschriebenen Regeln aus dem Lexikon abgeleitet worden sind, soll hier überprüft werden, inwieweit die phonologischen Regeln unter Speicherungsprinzipien für den Sprecher des Deutschen relevant sind. Damit wird die Frage aufgeworfen, ob das Regelwerk lediglich ein theoretisches Konstrukt ist, oder ob ihm auch der Status der Beschreibung „impliziten Wissens“ auf Seiten des native speakers zuerkannt werden darf.

Die folgenden aus Köpcke (1982) ausgewählten phonologischen Regeln sollen experimentell überprüft werden; die Zahlen geben jeweils die absolute Häufigkeit der einsilbigen Nomen mit dem betreffenden phonologischen Merkmal im deutschen Lexikon an:

1. Genus = Mask. /kn/___	Distribution:	$\frac{m}{14}$	$\frac{f}{-}$	$\frac{n}{1}$	andere Regeln ¹	Total
		—	—	—	—	15
2. Genus = Mask. /dr/ʌ/tr/___	Distribution:	$\frac{m}{47}$	$\frac{f}{-}$	$\frac{n}{1}$	andere Regeln	Total
		—	—	—	5	53
3. Genus = Mask. /ʃ/+C___	Distribution:	$\frac{m}{144}$	$\frac{f}{2}$	$\frac{n}{8}$	andere Regeln	Total
		—	—	—	13	167
4. Genus = Mask. ___Nasal + C	Distribution:	$\frac{m}{75}$	$\frac{f}{4}$	$\frac{n}{11}$	andere Regeln	Total
		—	—	—	17	107
5. Genus = Mask. CC___CC	Distribution:	$\frac{m}{111}$	$\frac{f}{7}$	$\frac{n}{8}$	andere Regeln	Total
		—	—	—	22	148

¹ Das stochastische Regelsystem läßt eine Konkurrenz zwischen verschiedenen genusbestimmenden Regeln für das gleiche Nomen zu. Phonologische Regeln werden (ex hypothesi) von semantischen und morphologischen Regeln dominiert, so daß das Genus einiger Nomen, die eigentlich dem Lautmuster einer Regel entsprechen, von anderen Regeln vorweg bestimmt werden kann.

6. Genus = Fem.	<u> </u> (C) { f x ç } +/t/				
Distribution:	$\frac{m}{4}$	$\frac{f}{35}$	$\frac{n}{-}$	<i>andere Regeln</i>	Total
	1	12	-	4	17
7. Genus = Fem.	<u> </u> /u:/ü:/+/r/				
Distribution:	$\frac{m}{1}$	$\frac{f}{-}$	$\frac{n}{-}$	<i>andere Regeln</i>	Total
	1	-	-	-	1
8. Genus = Neut.	<u> </u> /e/+/t/				
Distribution:	$\frac{m}{1}$	$\frac{f}{-}$	$\frac{n}{6}$	<i>andere Regeln</i>	Total
	1	-	6	-	7
9. Genus = Neut.	<u> </u> /i:/+/r/				
Distribution:	$\frac{m}{-}$	$\frac{f}{2}$	$\frac{n}{2}$	<i>andere Regeln</i>	Total
	-	2	2	4	8

In den aufgeführten Regeln symbolisiert „C“, daß in dieser Position ein Konsonant obligatorisch ist, um die Regel zu erfüllen. Ein eingeklammertes „C“ verweist darauf, daß der Konsonant bezüglich der Gültigkeit der Regel fakultativ ist. Die Regeln sollen folgendermaßen gelesen werden: Wenn, wie durch Regel (1) beschrieben, bei einem einsilbigen Nomen in initialer Position das Konsonantencluster /kn/ auftaucht, wie z. B. in „der Knuff“, dann ist das Genus des Nomens mit hoher Wahrscheinlichkeit Maskulinum. Die einzige Ausnahme ist „das Knie“. Für Regel (6) gilt: Findet sich bei einem einsilbigen Nomen in finaler Position ein Konsonantencluster, das sich aus einem nichtsibilantischen Frikativ und dem Stopplaut /t/ zusammensetzt, dann ist das Genus des Nomens mit hoher Wahrscheinlichkeit Femininum. Weitere 16 maskuline oder neutrale Nomen, die dieses Konsonantencluster in finaler Position aufweisen, werden in ihrer Genuszuweisung durch morphologische oder semantische Regeln erklärt und fallen deshalb nicht in den Geltungsbereich von Regel (6) (vgl. a. Fußnote 1). Entsprechende Lesarten gelten für die anderen phonologischen Regeln.

Die Anzahl der lexikalischen Eintragungen für die Regeln (8) und (9) ist vergleichsweise gering. Zu rechtfertigen sind diese Regeln erst dann, wenn auch mehrsilbige Nomen in Betracht gezogen werden. Ein Vergleich mit dem rückläufigen Wörterbuch von Mater (1970) zeigt, daß die für die Regeln (8) und (9) zugrundegelegten Lautverbindungen nahezu ausnahmslos mit dem Neutrum verknüpft sind. Beide Regeln wurden für die Konstruktionsbasis des Experiments herangezogen, um ein Gleichgewicht zwischen den Regeln, die maskuline, feminine oder neutrale Genuszuweisung bewirken, zu erzielen.

3. Die semantischen und morphologischen Regeln für die Genuszuweisung

Die Geltungsbereiche der verschiedenen semantischen Regeln erstrecken sich nicht nur auf die einsilbigen, sondern auch auf alle mehrsilbigen Nomen, die aufgrund eines gemeinsamen Bedeutungsmerkmals einer semantischen Klasse angehören. Unter anderem können die folgenden semantischen Regeln für die

Genuszuweisung aufgestellt werden (eine ausführliche Darstellung dieser Regeln findet sich bei Köpcke [1982: 70 ff.]).

Maskulinum sind

- *Bezeichnungen für Mineralien und Gesteine.*

Zu dieser semantischen Klasse zählen nominale Lexikoneintragungen wie ‚der Fels‘, ‚der Flint‘, ‚der Gneis‘, ‚der Kalk‘, ‚der Lehm‘ etc. Die einzige Ausnahme zu dieser Regel ist ‚die Gur‘. Dieses Nomen zählt zur Fachsprache der Bergmänner und bezeichnet eine breiige, erdige Flüssigkeit.

- *Bezeichnungen für alkoholische Getränke.*

Zu dieser semantischen Klasse, die in der Literatur immer wieder erwähnt wird (vgl. z. B. Hennig [1963] oder Simmons [1971]), zählen u. a. folgende einsilbige Nomen: ‚der Gin‘, ‚der Grog‘, ‚der Korn‘, und ‚der Rum‘. Lediglich die einsilbigen Nomen ‚das Bier‘, ‚das Alt‘ und ‚das Bräu‘ sind neben dem Zweisilber ‚die Bowle‘ als Ausnahmen festzustellen.

Im Fall von ‚Bowle‘ ist es möglich, daß zwei miteinander konkurrierende Markierungen auftreten, nämlich der /e/-Auslaut, der Femininum, und die semantische Klasse, die Maskulinum als Genuszuweisung fordert. Ähnliches könnte auch für ‚die Berliner Weiße‘ gelten. ‚Das Alt‘ ist wahrscheinlich eine Kurzform für ‚das Altbier‘.

Femininum sind

- *Bezeichnungen für Grundzahlen.*

In den Geltungsbereich dieser Regel fallen nicht nur ‚die Eins‘, ‚die Zwei‘, ‚die Drei‘ etc., sondern auch Nomen wie ‚die Terz‘, ‚die Quart‘, ‚die Quint‘, da sich auch bei diesen Nomen die Genuszuweisung nach dem Muster für die Grundzahlen richtet.

Neutrum sind

- *Bezeichnungen für physikalische und theoretische Einheiten.*

Hierzu zählen u. a. die Nomen ‚das Lux‘, ‚das Ohm‘, ‚das Pfund‘, ‚das Phon‘, ‚das Volt‘ und ‚das Watt‘. Die Aufnahme theoretischer Einheiten wie ‚das All‘ und ‚das Gen‘ in diese Klasse rechtfertigt sich dadurch, daß auch mehrsilbige theoretische Einheiten eine neutrale Genuszuweisung erhalten: z. B. ‚das Atom‘ und ‚das Proton‘. Im übrigen sind in der physikalischen Fachsprache offensichtlich nicht ohne Grund auch ‚Liter‘ und ‚Meter‘ neutralen Geschlechts.

- *Bezeichnungen für chemische Grundstoffe und Metalle.*

Zu dieser semantischen Klasse zählen u. a. die Einsilber ‚das Blei‘, ‚das Bor‘ und ‚das Brom‘, aber auch mehrsilbige Nomen wie ‚das Sulfat‘ und ‚das Kadmiun‘. Als Ausnahmen sind neben ‚der Schwefel‘ nur Komposita mit ‚Stoff‘, wie z. B. ‚der Kohlenwasserstoff‘, zu registrieren.

Entsprechend zu einer semantischen Regel, derzufolge bei Bezeichnungen für Menschen Sexus und Genus in einer 1:1 Korrespondenz zueinander stehen – wobei allerdings eingeräumt werden muß, daß bei einigen Bezeichnungen für Frauen und Kinder mit dem Neutrum eine sexuelle Distanzierung ausgedrückt wird (vgl. Zubin & Köpcke [1981]) – erfahren solche Nomen, die domestizierte

Tiere bezeichnen, eine ganz ähnliche nominale Einteilung. Neutrale Genuszuweisung erhalten in vielen Fällen die Oberbegriffe für domestizierte Tiere:

<i>Oberbegriff (n):</i>	<i>männl. Tier (m):</i>	<i>weibl. Tier (f):</i>
,das Pferd‘	,der Hengst‘	,die Stute‘
,das Huhn‘	,der Hahn‘	,die Henne‘
,das Rind(vieh)‘	,der Stier‘	,die Kuh‘

Nachkomme (n):

- ,das Fohlen‘
- ,das Küken‘
- ,das Kalb‘

Neben solchen semantischen Regeln gelten morphologische, die auf der Basis der Pluralbildung im Deutschen entwickelt wurden. Theoretisch sind Voraussagen bezüglich der Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen auch durch die Genitivflexion der Nomen möglich: z. B. kommen Genitivbildungen mit dem Nullmorphem nur für feminine Nomen in Frage. Auf einer abstrakten Ebene wäre die Genitivmorphologie somit als Informationshilfe für die Genuszuweisung zu betrachten. Berücksichtigt man jedoch das Postulat einer Lern- und Speicherungshilfe, also psycholinguistische Faktoren, dann ist die Genitivmorphologie wegen ihres allmählichen Verschwindens aus der alltäglichen Kommunikation eher unbedeutend. Interessanter ist da schon die Pluralmorphologie, da für sie angenommen werden kann, daß Pluralbildungen bei bestimmten Nomen häufiger auftreten als die entsprechenden Singularformen. Berücksichtigt man wiederum die Semantik der Nomen als dominierende Erklärungsinstanz für ihre Genuszuweisung, dann lassen sich für die einsilbigen Nomen die folgenden (plural)-morphologischen Regeln aufstellen (für eine ausführliche Diskussion der Pluralmorphologie vgl. Mugdan [1977]):

morph. Regel (1) ($[KV\overset{..}{K}]_{Nom} er$)_{Pl} $\Rightarrow m/n^2$.

Für diese Regel existieren unter den Einsilbern keine femininen Ausnahmen.

morph. Regel (2) ($[KV\overset{..}{K}]_{Nom} \vartheta$)_{Pl} $\Rightarrow m/f^2$.

Lediglich „das Bruch“ und „das Floß“ sind als Ausnahmen zu dieser Regel unter den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache zu verzeichnen.

morph. Regel (3) ($[KV\overset{..}{K}]_{Nom} \vartheta$)_{Pl} $\Rightarrow m/n$.

Als Ausnahmen zu der morphologischen Regel (3) sind unter den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache die Feminina „die Kuff“, „die Prau“, „die Ranch“, „die Sphinx“ und „die Spring“ zu verzeichnen.

² Das eingeklammerte Umlautzeichen in der morphologischen Regel (1) symbolisiert, daß die Umlautung im Rahmen dieser Regel bei umlautfähigen Vokalen fakultativ ist. In der morphologischen Regel (2) ist das Umlautzeichen nicht eingeklammert worden; das bedeutet, daß sofern ein umlautfähiger Vokal vorliegt, die Umlautung obligatorisch zu erfolgen hat.

Das Pluralmorphem -[ə]n lässt eine eindeutige Genuszuweisung zu:

morph. Regel (4) ($[KV\dot{K}]_{Nom} [ə]n$)_{Pl} $\Rightarrow f.$

Die morphologische Regel (4) kann auf 201 Nomen des Korpus angewendet werden; bei ca. 75 % dieser Nomen handelt es sich um Feminina. Nach der Berücksichtigung semantischer Prinzipien verbleiben die folgenden maskulinen Ausnahmewörter zu dieser Regel: ‚Der Bär‘, ‚der Bronn‘, ‚der Brunn‘, ‚der Dorn‘, ‚der Fink‘, ‚der Fleck‘, ‚der Frank‘, ‚der Nerv‘, ‚der Pfau‘, ‚der Pulp‘, ‚der Schmerz‘, ‚der Schneck‘, ‚der Schreck‘, ‚der Schroff‘, ‚der See‘, ‚der Spalt‘, ‚der Spatz‘, ‚der Sporn‘, ‚der Staat‘, ‚der Strahl‘, ‚der Typ‘, ‚der Zeh‘ und ‚der Zins‘.

Von den neutralen Nomen, die mit dem Pluralmorphem -(ə)n verbunden werden können, sind als Ausnahmen ‚das Bett‘, ‚das Fakt‘, ‚das Hemd‘, ‚das Herz‘, ‚das Leid‘, ‚das Leik‘ und ‚das Ohr‘ zu verzeichnen.

eine weitere morphologische Regel für die Genuszuweisung operiert über das Pluralmorphem -s:

morph. Regel (5) ($[KV\dot{K}]_{Nom} s$)_{Pl} $\Rightarrow m/n.$

Nicht über die Semantik zu erklärende Ausnahmewörter sind: ‚die Bande‘, ‚die Bill‘, ‚die Crew‘, ‚die Pier‘, ‚die Schlup‘ und ‚die Show‘.

Für eine weitere Diskussion der verzeichneten Ausnahmen zu den phonologischen und morphologischen Regeln und für den Versuch einer Erklärung dieser Ausnahmen durch die Aufspaltung des nominalen Lexikons in Kern-, System- und Peripheriebestandteile verweisen wir auf den Schlußabschnitt des vorliegenden Beitrags.

4. Das Experiment

Um die Relevanz der genannten phonologischen Regeln für die Genuszuweisung nachzuweisen, wurde ein Experiment mit erwachsenen Sprechern des Deutschen durchgeführt. Die Gruppe der Versuchspersonen setzte sich aus 10 im norddeutschen Raum aufgewachsenen Sprechern zusammen, und zwar waren 6 weibliche und 4 männliche Versuchspersonen an dem Experiment beteiligt. Das Durchschnittsalter der Probanden betrug 27 Jahre und 7 Monate.

Die Testitems des Experiments setzten sich aus zwei Listen von jeweils 22 einsilbigen Kunstwörtern zusammen (vgl. die Listen im Appendix). Die eine Hälfte der Versuchspersonen bekam die Listen in der Reihenfolge A-B, die andere Hälfte in der Reihenfolge B-A vorgelesen. Insgesamt wurden jeder Versuchsperson somit 44 Kunstwörter präsentiert. Die Items waren so konstruiert, daß sie entweder nur einer der im Abschnitt 2 beschriebenen phonologischen Regeln folgten, oder die Kunstwörter vereinigten auf sich zwei oder drei maskuline Regeln, um ein Häufungsprinzip zu überprüfen. Z. B. ist in dem Kunstwort „Knaff“ nur Regel (1) repräsentiert, in „Knirf“ jedoch zusätzlich zu Regel (1) auch die Doppelkonsonantenregel (5). In „Trant“ ist neben Regel (2) und (5) auch Regel (4) realisiert.

Die Listen der Kunstwörter wurden den Versuchspersonen mit jeweils zwei Genusalternativen vorgelesen; dabei wurden sowohl die Wahl der Genusalternativen, also m/n oder m/f, als auch die Reihenfolgen der angebotenen Genusalternativen, also entweder m/f oder f/m, systematisch ausgetauscht. Das aufgrund einer oder mehrerer Regeln erwartete Genus wurde fixiert; daneben wurde – dem Zufallsprinzip folgend – eine Genusalternative angeboten. Wir haben uns für nur zwei Genusalternativen entschieden, weil wir in Vorstudien festgestellt hatten, daß die Vpn, vor eine Dreierwahl gestellt, in Verwirrung gerieten. Vermutlich trat diese Verwirrung deshalb auf, weil die Vpn mit der Aufgabe, bei jedem Kunstwort drei Vergleiche durchzuführen, überlastet waren: m oder f, m oder n und f oder n. Da wir von vornherein erwartet hatten, daß die Zuweisungsfähigkeit des Genus durch die Vpn bei nur phonetisch bedingten Kunstwörtern, im Vergleich mit der Zuweisungsfähigkeit bei morphologischen Ableitungen relativ schwach sein sollte, ist diese Entscheidungsschwierigkeit der Vpn nicht weiter verwunderlich. Zudem halten wir es für möglich, daß die Vpn, wenn sie vor eine Dreierwahl gestellt worden wären, zuerst das Maskulinum, dann das Femininum und schließlich das Neutrum überprüft hätten. Diese Reihenfolge ist durch den Grammatikunterricht in der Schule stark im Gedächtnis verankert. Die Vpn hatten zu entscheiden, welche der beiden Genusalternativen ihnen für das jeweilige Kunstwort angemessener erschienen. Ein Zeitdruck bestand dabei nicht.

4.1 *Die Ergebnisse des Experiments*

Folgende *Ergebnisse* wurden mit dem Experiment erzielt: Über alle Kunstwörter und Versuchspersonen hinweg wurde in 71 % der Fälle das auf der Basis der Regeln erwartete Genus vorgezogen. Für die Liste A lag der Wert bei 71 %, für die Liste B bei 70 %. Diese Werte liegen deutlich über der Zufallswahrscheinlichkeit, die bei dieser binären Aufgabenstellung bei exakt 50 % gelegen hätte (eine kategoriale Anwendung der Regeln wurde also nicht festgestellt, vgl. hierzu die Abschnitte 4.2 und 5). Die Reihenfolge der Präsentation der Listen, also A-B oder B-A, hatte auf die Entscheidungen der Versuchspersonen keinen Einfluß.

In der nachfolgenden Tabelle I sind die Ergebnisse für die in dem Experiment überprüften Regeln zusammengefaßt worden. Dabei sind die verschiedenen Lautkombinationen je nach der Anzahl der in ihnen repräsentierten Regeln gruppiert worden. Beispielsweise wird in den beiden ersten Zeilen jeweils nur eine Regel überprüft; in der dritten Zeile werden die Ergebnisse wiedergegeben, die sich durch das Zusammenwirken der Regel (5) mit den Regeln (1), (2) oder (3) ergaben. In der vierten Zeile addieren sich die Regeln (1), (2) oder (3) mit den Regeln (4) und (5). Unter der Spalte „Genuszuweisungen der Vpn“ werden unter dem Pluszeichen die Entscheidungen wiedergegeben, die mit dem erwarteten Genus übereinstimmen; unter dem Minuszeichen finden sich die abweichenden Entscheidungen der Versuchspersonen.

Tabelle Ia zeigt, daß mit der Zunahme der an einem Kunstwort anwendbaren Regeln die Übereinstimmung bezüglich der Entscheidungen der Versuchspersonen

Tabelle I: Zusammenfassung der Ergebnisse über alle 44 in dem Experiment verwendeten Testitems

Tabelle Ia:

Muster	Anzahl d. beteiligten Muster	Anzahl der Testwörter	erwar- tetes Genus	Genuszuweisun- gen d. Vpn + -	prozentualer Anteil der + Fälle
/kn/	1	4	m	29 11	
/ʃ/+ C__	1	4	m	24 16	
/tr/Δ/dr/__	1	4	m	24 16	64 %
CC__CC	1	4	m	27 13	68 %
/kn/___CC	2	2	m	15 5	
/ʃ/+ C__CC	2	2	m	14 6	
/tr/___CC	2	2	m	15 5	73 %
/kn/___Nasal + C	3	2	m	15 5	
/ʃ/+ C__Nasal + C	3	2	m	17 3	
/tr/___Nasal + C	3	2	m	15 5	78 %

Tabelle Ib:

___/ft/	1	2	f	14 6	
___/xt/	1	2	f	15 5	
___/e/+/t/	1	4	n	31 9	78 %

Tabelle Ic:

___/i:/+/r/	1	4	n	23 17	57 %
___/u:/+/r/	1	2	f	16 4	
___/ü:/+/r/	1	2	f	16 4	80 %

sonen zunimmt. Während für die beiden ersten Zeilen, die jeweils die Anwendung nur einer Regel bzw. des Konsonantenprinzips betreffen, nur Werte von 64 % und 68 % erzielt werden (beide Werte sind auf dem 0,05 Niveau schwach signifikant), steigt in der dritten Zeile der prozentuale Anteil der gemäß der beteiligten Regeln getroffenen Entscheidungen der Versuchspersonen auf 73 % an. Die Testitems der vierten Zeile vereinigen drei Regeln auf sich; gegenüber der dritten Zeile ist eine nochmalige Steigerung um 5 % auf 78 % bezüglich der Übereinstimmung zwischen den Versuchspersonen bei der Auswahl der angebotenen Genusalternativen festzustellen. Diese Steigerung ist gegenüber den Werten, die mit der Beteiligung von nur einer Regel erzielt worden sind, auf dem 0,01 Niveau signifikant.

Die für die Regel (6) (nichtsibilantischer Frikativ + Stopplaut /t/ im Auslaut veranlaßt eine feminine Genuszuweisung) festgestellten Ergebnisse erreichen mit 73 % exakt die Stärke der Ergebnisse, die durch das Zusammenwirken von zwei Regeln erzielt werden. Gleichzeitig jedoch liegt der für die Regel (5) erzielte Wert

deutlich über dem Wert, der für die Regeln (1), (2) und (3) festgestellt worden ist. Zu erklären ist dieses Ergebnis möglicherweise mit den „Operating Principles“ von Slobin (1973), die u. a. besagen, daß das Ende eines Wortes perzeptuell hervortretender sei als sein Anfang.³

Mit den Ergebnissen vergleichbar, die durch das Zusammenspiel von drei Regeln erzielt werden, sind die Werte für die Vokal-Konsonant-Kombination #—/e/+/t/ und #— { /u:/ /ü:/ } +/r/ mit 78 % respektive 80 %. Im Bereich der Zufallswahrscheinlichkeit bleibt von allen erzielten Ergebnissen lediglich der Wert von 57 % für die Vokalkonsonant-Kombination #—/i:/+/r/.

4.2 Diskussion der Ergebnisse

Die Ergebnisse zeigen, daß zumindest ein Teil der Regeln für die Speicherung von Genuszuweisungen von Bedeutung ist. Die Interpretation der Ergebnisse soll unter Berücksichtigung von Lern- und Speicherungsprinzipien erfolgen. MacWhinney (1978) summiert die verschiedenen Auffassungen über zugrundeliegende Lernprozesse zu drei Prinzipien, die alle für den Spracherwerbsprozeß des Kindes von Bedeutung sein sollen:

- a) „rote learning“ (sprachliche Einzeltatsachen werden als solche auswendig gelernt und gespeichert);
- b) „Analogiernen“ (aus einer potentiell unbegrenzten Anzahl von Eigenschaften eines bekannten Wortes wird willkürlich irgendeine Eigenschaft herausgegriffen und auf das unbekannte Wort angewendet); und
- c) „Regellernen“ (die Präskriptivität abstrakter Regeln wird kategorisch und unmittelbar angewendet).

Im Hinblick auf die Arbeiten von Rosch u. a. (1975 und 1976) möchten wir neben die drei erwähnten Lernprinzipien das sogenannte „Prototypenlernen“ stellen, das zwischen dem Analogie- und Regellernen anzusiedeln wäre. Entscheidend für das Prototypenlernen ist, daß die Speicherung aufgrund einer bestimmten relativ kleinen Anzahl von Eigenschaften erfolgt, die wegen ihrer Frequenz, perzeptuellen Salienz und Differenzierbarkeit (Roschs Prinzip der „cue validity“) zu Mustereigenschaften der gesamten Kategorie geworden sind. Bybee und Moder (im Druck) konnten experimentell nachweisen, daß im Englischen das Muster Nasal + Velar im Auslaut und /s/+ Konsonant im Anlaut als Prototyp für Präteritumbildungen mit Vokalwechsel wirkt. Darüber hinaus wurde auch bei dem Experiment von Bybee/Moder deutlich, daß Einzelfaktoren sich addieren

³ Im übrigen konnte für die Nomen der deutschen Gegenwartssprache festgestellt werden, daß in den Fällen, in denen auf der Basis des Anlauts und Auslauts eine konfligierende Genuszuweisung veranlaßt wird, die Auslautregel die Anlautregel dominiert (z. B. bei „Tracht“: /tr/—⇒ m, aber —/xt/ ⇒ f). Allerdings waren unter den Wortpaaren des Experiments keine Items enthalten, die die Dominanz des Auslauts gegenüber dem Anlaut für die Genuszuweisung überprüfen sollten.

und eine sicherere Entscheidung von Vpn bewirken. Zu Kunstwörtern wie *spling* bekamen Bybee/Moder die Präteritumform *splung* in 44 % der Versuche.

Die untersuchte Vokal-Konsonant-Verbindung /e/+t/ im Auslaut lässt sich als Prototyp interpretieren. Das Kriterium der Differenzierbarkeit ist erfüllt, weil eine große Anzahl von positiven Fällen (#—/et/ = n) neben wenigen negativen Fällen (#—/et/ = m oder f) existiert. Unter den Ein- und Mehrsilbern gibt es jeweils nur eine Ausnahme („der/das Set“ bzw. „der Kadett“). Gültig ist auch das Kriterium perzeptueller Salienz entsprechend zu den „Operating Principles“ von Slobin (1973), denn die Eigenschaft #—/et/ stellt a) eine konkrete Lautfolge dar und findet sich b) am Wortende. Ebenfalls zutreffend für diese Kombination ist das Kriterium der Frequenz, zumindest dann, wenn neben den einsilbigen Nomen dieser Lautkombination auch mehrsilbige berücksichtigt werden, Mater (1970) gibt 53 solcher neutralen Genuszuweisungen an (z. B. „das Rakett“).

Für die Lautkombination #—/i:/+/r/ wurden vergleichbare Ergebnisse wie für #—/e/+t/ erwartet, weil auch hier – unter der Voraussetzung, daß mehrsilbige Nomen mitberücksichtigt werden – die Kriterien für die Etablierung eines Prototyps zutreffen. Diese Erwartung hat sich nicht bestätigen lassen. Hierfür scheint die Vokalqualität von /i:/ verantwortlich zu sein, da dieser Vokal genau wie /u:/ und /ü:/ zu den langen und hohen Vokalen des Deutschen zählt, somit ist die Vokal-Konsonant-Kombination #—/i:/+/r/ abstrakt identisch mit den Merkmalen der Regel (6). Es scheint, daß hier eine andere allgemeinere Regel den prognostizierten Zuweisungsprozeß beeinflußt und gewissermaßen in Konkurrenz zur Bestimmung eines Prototyps steht. Grundsätzlich ist nicht auszuschließen, daß die Versuchspersonen zu ihren Entscheidungen bei allen 44 getesteten Kunstwortpaaren aufgrund von Assoziationen zu realen Wörter gekommen sind. In einem Pilotexperiment wurde allerdings eine andere Gruppe von 15 Versuchspersonen mit der Hälfte der Testitems konfrontiert. Aufgabe dieser Versuchspersonen war es, ihre Spontanassoziationen zu jedem Item niederzuschreiben. Dabei stellte sich heraus, daß für kein Stimuluswort mehr als vier Übereinstimmungen für die Assoziationen der Versuchspersonen erzielt wurde; bei den meisten Stimuli gab es höchstens zwei Übereinstimmungen. Weder konnte festgestellt werden, daß die Assoziationen dieser Vpn dem gleichen semantischen Feld angehörten, noch war die Bevorzugung eines Genus zu beobachten. Ein starkes Argument gegen die einheitliche Genuszuweisung ausschließlich auf der Basis der Analogie zu einem bestimmten Wort ist u. E. auch die Beobachtung, daß mit der Zunahme der bei einem Kunstwort zur Anwendung gelangenden Regeln die Übereinstimmung in der Auswahl der angebotenen Genusalternativen zwischen den Versuchspersonen deutlich anwächst (vgl. Tabelle I a). Eine lediglich von vereinzelten Analogien ausgehende Theorie könnte dieses hier über eine Addition von stochastischen Regeln erklärte Ergebnis und die Bedeutung dieses Phänomens für die Genuszuweisung kaum erklären.

Einen viel stärkeren Einwand gegen die These der Prototypenbildung stellt die Annahme eines Zusammenwirkens von Analogieauswahl und Frequenz der betreffenden Eigenschaften im Lexikon dar. Wenn a) die quantitativen Überein-

stimmungen zwischen Genuszuweisung und phonologischer Form im Lexikon der Einsilber nur zufällig zustande gekommen sind und b) die Vpn im Experiment ihre Zuweisungen immer über eine Analogie zu einem konkreten realen Wort vorgenommen haben, dann, laut dieses Einwands, könnten die experimentellen Resultate in der Tat durch reinen Zufall zustandegekommen sein. Da die festgestellten stochastischen Regelmäßigkeiten für die im Lexikon eingetragenen einsilbigen Nomen zwischen 70 % und 90 % liegen, müßte auch die Wahrscheinlichkeit, daß die Vpn im Experiment durch Zufall ein Analogiewort mit dem von uns erwarteten Genus auswählen, bei mindestens 70 % liegen. Das hieße, die experimentellen Resultate wären lediglich das Artefakt der Genusdistribution im realen Lexikon.

Dieser Erklärungsversuch der Ergebnisse durch Einzelanalogien enthält jedoch Mängel: Die Vpn müßten nicht nur ein Analogiewort auswählen, sondern sie müßten auch die betreffende Analogiestelle am Wort erraten. Bei dem Kunstwort ‚Pucht‘ beispielsweise hätte man auf den Anlaut /p/, den kurzen Vokal /u/, den Frikativ /ç/ oder auf eine beliebige andere Eigenschaft des Wortes achten können, z. B. auch darauf, daß es sich bei dem Wort um einen Einsilber handelt. Die aufgezählten Möglichkeiten für Analogiebildungen hätten mehr oder minder zu einer maskulinen oder neutralen Genuszuweisung geführt. Die Tatsache jedoch, daß dieses Kunstwort und andere des gleichen Musters eine feminine Genuszuweisung von 73 % aufweisen, zeigt, daß die Vpn *gewußt* haben, daß in diesen Fällen auf *ein spezifisches Lautmuster* (die Auslautkombination) und nicht auf irgendeine andere phonologische Eigenschaft zu achten war. Diese Tatsache, daß bestimmte phonologische Eigenschaften von Wörtern Genuswert besitzen, ist der Kerngedanke, der hinter dem Begriff des Prototyps steht. Ob das Zuweisungsverfahren bei unbekannten Wörtern über den abstrakten Prototyp selbst oder aber über konkrete Wörter, die das Merkmal eines Prototyps beinhalten, verläuft, ist eine andere, weitergehende Frage, die nur mittels experimenteller Untersuchungen beantwortet werden kann. Unsere Erfahrung ist es, daß Versuchspersonen fast immer intuitiv zu konkreten realen Wörtern greifen. Das hieße dann, daß ein Prototyp durch eine Sammlung konkreter Wörter mit gleicher Lautgestalt kognitiv repräsentiert ist und nicht nur durch ein abstraktes Muster. Hierdurch ließe sich eventuell auch das Vorhandensein von „regelwidrigen“ Ausnahmen erklären.

5. Die Unterteilung des Lexikons in Kern-, System- und Peripheriebestandteile

Wir haben zu Beginn unserer Ausführungen darauf hingewiesen, daß zu nahezu jeder Regel Ausnahmen existieren. Welchen Status haben diese Ausnahmen, wie sind sie überhaupt zu erklären und warum können sie sich erhalten, wenn daneben Regeln existieren, die zu einer anderen, systematischen Genuszuweisung führen? Unter der Voraussetzung, daß Sprache als Kommunikationsmittel im menschlichen Handeln betrachtet wird, ist festzustellen, daß einige Nomen so häufig im Kommunikationsprozeß auftreten, daß die Speicherung abweichender Eigenschaften im Gedächtnis des einzelnen Sprachbenutzers immer wieder verstärkt wird. Beispielsweise weist das Nomen „die Hand“ die Merkmale für die

Anwendung von Regel (4) auf, trotzdem konnte dieses Nomen einem Systematisierungsdruck seitens der Sprachbenutzer standhalten. Wir glauben, daß hier das Prinzip des „rote learnings“ zutreffend ist. Das Nomen „die Hand“ wird so häufig und von jedem Sprachteilnehmer benutzt, daß seine Genuszuweisung als sprachliche Einzeltatsache erworben und gespeichert worden ist. Ebenfalls „rote learning“ wird für solche Nomen zutreffen, die so selten und sprachbenutzerspezifisch sind, daß sie praktisch für die gesellschaftliche Kommunikation nicht existent sind. Weitauß der größte Teil des Wortschatzes befindet sich zwischen den beiden Extrempunkten „sehr frequent und jedem Sprachbenutzer bekannt“ auf der einen und „wenig frequent und sprachbenutzerspezifisch“ auf der anderen Seite eines gedachten Kontinuums. Wir nennen diese beiden Abschnitte auf dem Kontinuum *Kern-* bzw. *Peripheriebestandteile* des Lexikons. Der größte Teil des nominalen Lexikons der Einsilber liegt zwischen diesen beiden Bestandteilen und läßt sich über ein Netz von Regeln in ihrer Genuszuweisung erklären (vgl. Zubin & Köpcke (1981) und Köpcke [1982]). Da dieser Bereich des Lexikons linguistischen Systematisierungen zugänglich ist, haben wir uns dazu entschlossen, ihn schlicht *Systembestandteil* zu nennen. Für die einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache kann Köpcke (1982: 116 ff.) unter Zuhilfenahme von Frequenzwörterbüchern feststellen, daß nur 28 von 1466 einsilbigen Nomen einer Aufspaltung des nominalen Lexikons in Kern-, System- und Peripheriebestandteile widersprechen. Es sind die Nomen ‚der Bär‘, ‚die Band‘, ‚das Bein‘, ‚die Boe‘, ‚das Bruch‘, ‚die Brust‘, ‚der Dorn‘, ‚der Fink‘, ‚der Fleck‘, ‚der Frank‘, ‚das Gong‘, ‚die Haut‘, ‚das Keks‘, ‚das Knie‘, ‚die Krem‘, ‚die Laus‘, ‚das Match‘, ‚die Maus‘, ‚das Ohr‘, ‚die Ranch‘, ‚der Saft‘, ‚der Schacht‘, ‚die Scheu‘, ‚das Schmalz‘, ‚der Schmerz‘, ‚der Schreck‘, ‚das Wachs‘ und ‚die Wut‘. Einen großen Teil der hier aufgezählten Nomen würden wir persönlich eher dem Kernbestandteil des Lexikons zuweisen; sie finden sich wahrscheinlich nur deshalb nicht in Frequenzwörterbüchern, weil diese aufgrund bestimmter Kommunikationszusammenhänge zusammengestellt werden und eigentlich kein befriedigendes Abbild der sprachlichen Wirklichkeit darstellen.

Eine Aufspaltung des Lexikons in verschiedene Bestandteile ist in der Psycholinguistik nicht neu; beispielsweise zeigt Forster (1981) anhand eines Wiedererkennungsexperiments lexikalischer Items, daß erfolgreiches Wiedererkennen in Abhängigkeit von der Frequenz erfolgt. Forster (1981: 190) schreibt:

“... all words are listed in a single lexicon ... and the search always begins with the highest frequency entry.”

Obwohl es extrem schwierig erscheint, die genauen Anteile der Regeln für die Genuszuweisung zu bestimmen, zeigen die Ergebnisse des Experiments, daß im Prozeß der Genuszuweisung ein kompliziertes Zusammenspiel verschiedener Lern- und Speicherungsprinzipien existiert. Auch die Genuszuweisung zu einsilbigen Nomen – von der bisherigen Forschung als extrem arbiträr eingeschätzt – unterliegt regelgeleiteten Zuweisungsvorschriften; zumindest wird unbekannten Nomen nicht nach einem Zufallsprinzip ein Genus zugewiesen.

Offensichtlich teilt jeder Sprecher des Deutschen mit der Sprachgemeinschaft ein *Wissen* über die Genuszuweisung zu Nomen; das bedeutet, daß die entscheidende Frage eigentlich nicht lautet, ob genuszuweisende Regeln psychologische Realität besitzen – das ist evident – sondern vielmehr, wie diese Regeln oder auch Muster aussehen. Wenn man sich noch einmal die in Abschnitt 4.2 wiedergegebenen Lernstrategien MacWhinneys vergegenwärtigt, dann könnten diese Prinzipien folgendes Aussehen haben:

- a) jedes Nomen wird zusammen mit seiner jeweiligen Genuszuweisung gespeichert. Irgendwelche Verbindungen oder Zusammenhänge zwischen den Nomen werden vom Sprecher also nicht hergestellt;
- b) die Genuszuweisungen werden durch Analogiebildungen vom Sprecher gespeichert. Es werden Assoziationszwillinge oder -drillinge auf der Basis beliebig vieler Analogiezusammenhänge gebildet;
- c) die Genuszuweisung erfolgt auf der Basis von Regeln. Das Genus ist also nicht für jedes Nomen als Einzeltatsache gespeichert, sondern wird aufgrund abstrakter Regeln deduktiv abgeleitet.

Zu diesen drei Lernstrategien MacWhinneys haben wir in Anlehnung an die Arbeiten von Rosch u. a. (1975 und 1976) noch eine weitere Strategie formuliert, nämlich:

- d) die Speicherung des Genus erfolgt durch die Bildung prototypischer Gruppen; das Genus der Nomen wird zwar einzeln gespeichert, aber auch in enger Assoziation zu einer ganzen Gruppe von Nomen, die das gleiche Genus und ein spezifisches (phonologisches) Muster gemeinsam haben.

In welcher Beziehung stehen nun die Ergebnisse des Experiments zu den erwähnten Lernstrategien? Sollten die Strategien a) oder b) zutreffend sein, dann müßten die experimentellen Ergebnisse eine randomisierte Streuung ausweisen. Das ist jedoch offensichtlich nicht der Fall. Wenn die Lernstrategie c) für die Erklärung der Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen Gültigkeit beanspruchen könnte, müßten die Resultate des Experiments wegen der mit dieser Strategie verbundenen kategorialen Regelanwendung gegen 100 % gehen. Auch das ist nicht der Fall. Eine kategoriale Regelanwendung wäre vermutlich dann zu beobachten gewesen, wenn man Kunswörter beispielsweise mit den Derivations-suffixen -ung, -tum oder -heit/-keit verbunden und zum Gegenstand des Experiments gemacht hätte. Das bedeutete dann aber auch, daß die Lernstrategie c) durchaus für die Erklärung der Genuszuweisung bei anderen Wortgruppen – jedoch mit anderen als den hier untersuchten spezifischen Merkmalen – zutreffend sein kann. Die Ergebnisse des Experiments lassen sich am ehesten mit der Lernstrategie d) in Einklang bringen, denn einerseits liegen die erzielten Ergebnisse deutlich über der 50 %-Grenze und weisen somit keine randomisierte Streuung auf; andererseits aber auch liegen die Ergebnisse unter 100 %. Genau dieses Ergebnis zwischen 50 % und 100 % wäre bei Zugrundelegung von Lernstrategie d) zu erwarten gewesen.

Was wir mit diesem Aufsatz aussagen wollen, ist nicht, daß die jeweiligen spezifischen Muster oder stochastischen Regeln eine psychologische Realität besitzen, sondern daß – gegeben, daß die Genuszuweisung selbst auf irgendeiner

Ebene eine psychologische Realität haben muß – die kognitive Organisation des Prozesses der Genuszuweisung zu einsilbigen Nomen auf der Ebene der Lernstrategie d) liegen muß und nicht auf der der Lernstrategien a), b) oder c). Die phonologischen Regeln oder Muster sind äußerliche Modelle für das interne Wissen über die Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen; sie stehen in empirisch nachgewiesener Beziehung zu der kognitiven Organisation des nominalen Lexikons.

Appendix:

Bei den nachfolgend aufgeführten Kunstwörtern, die die Basis für das Experiment abgaben, sind bestimmte Lesarten zu berücksichtigen; so wird in Fassung A „Stiß“ transkribiert zu /ʃtis/, „Sponk“ zu /ʃponk/ und „Zür“ zu /tsü:r/; in Fassung B wird „Sperf“ zu /ʃperf/, „Speuch“ zu /ʃpeuç/ und „Zacht“ zu /tsaxt/. Für alle anderen Kunstwörter gilt die gute alte Rechtschreibregel des Deutschen, nämlich, „schreibe so, wie du sprichst“.

Fassung A:

Kunstwörter und angebotene Genusalternativen	prognostizierte Genuszuweisung	die an dem Kunstwort beteiligten Regeln zur Genuszuweisung
1. der Knaff – das Knaff	m	1
2. der Schnach – das Schnach	m	3
3. die Knirf – der Knirf	m	1; 5
4. das Troch – der Troch	m	2
5. die Klirm – der Klirm	m	5
6. der Flett – das Flett	n	8
7. die Knich – der Knich	m	1
8. das Trilch – der Trilch	m	2; 5
9. die Muhr – der Muhr	f	7
10. der Stiß – die Stiß	m	3
11. das Grolch – der Grolch	m	5
12. der Knump – das Knump	m	1; 4; 5
13. die Sier – das Sier	n	9
14. der Kaft – die Kaft	f	6
15. die Zür – das Zür	f	7
16. die Sponk – der Sponk	m	3; 4; 5
17. der Trant – die Trant	m	2; 4; 5
18. der Treik – die Treik	m	2
19. das Grett – die Grett	n	8
20. der Schwirk – das Schwirk	m	3; 5
21. die Pucht – das Pucht	f	6
22. das Prier – der Prier	n	9

Fassung B:

Kunstwörter und angebotene Genusalternativen	prognostizierte Genuszuweisung	die an dem Kunstwort beteiligten Regeln zur Genuszuweisung
1. das Schlaß – der Schlaß	m	3
2. der Knink – die Knink	m	1; 4; 5
3. die Schett – das Schett	n	8
4. der Sperf – die Sperf	m	3; 5
5. der Luhr – die Luhr	f	7
6. das Kier – der Kier	n	9
7. der Knolk – das Knolk	m	1; 5
8. der Schrenk – das Schrenk	m	3; 4; 5
9. das Kniß – der Kniß	m	1
10. der Tralp – die Tralp	m	2; 5
11. der Knauck – die Knauck	m	1
12. die Speuch – der Speuch	m	3
13. das Zacht – die Zacht	f	6
14. die Brolt – der Brolt	m	5
15. das Wür – die Wür	f	7
16. die Gocht – der Gocht	f	6
17. die Flier – das Flier	n	9
18. das Trunt – der Trunt	m	2; 4; 5
19. der Quett – das Quett	n	8
20. die Trauch – der Trauch	m	2
21. der Tsirf – das Tsirf	m	5
22. das Draff – der Draff	m	2

Literatur

- Berko, J.: The Child's Learning of English Morphology. In: Word 14/1958, 150–177.
- Bermann, R. A.: Regularity vs. Anomaly: The Acquisition of Hebrew Inflectional Morphology. In: Journal of Child Language 8/1981, 265–282.
- Bloomfield, L.: Language. New York 1933.
- Brinkmann, H.: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf 1962.
- Bybee, J. L. & C. L. Moder: Morphological Classes as Natural Categories. (Erscheint in: Language 59/1983).
- Chomsky, N.: Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge, Mass. 1965.
- Fleischer, W.: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1975.
- Forster, K. I.: Frequency Blocking and Lexical Access: One Mental Lexicon or Two? In: Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior 20/1981, 190–203.
- Hennig, J.: Zum grammatischen Geschlecht englischer Sachbezeichnungen im Deutschen. In: Zeitschrift für deutsche Sprache 19/1963, 54–63.
- Hoeppner, W.: Derivative Wortbildung in der deutschen Gegenwartssprache und ihre algorithmische Analyse. Tübingen 1980.
- Karmiloff-Smith, A.: The interplay between syntax, semantics, and phonology in language acquisition processes. In: R. N. Campbell & P. T. Smith (Hrsg.): Recent Advances in the Psychology of Language. New York 1978, 1–23.
- Köpcke, K.-M.: Untersuchungen zum Genussystem der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1982.

- MacWhinney, B.: The Acquisition of Morphology. In: Monographs of the Society for Research in Child Development 43/1978, No. 1–2.
- Maratsos, M.: Learning how and when to use pronouns and determiners. In: P. Fletcher & M. Garman (Hrsg.): Language acquisition. Cambridge 1979, 225–240.
- Mater, E.: Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 3. Aufl. Leipzig 1970.
- Mugdan, J.: Flexionsmorphologie und Psycholinguistik. Untersuchungen zu sprachlichen Regeln und ihrer Beherrschung durch Apathiker, Kinder und Ausländer am Beispiel der deutschen Substantivdeklination. Tübingen 1977.
- Popova, M. I.: Grammatichicheskie elementy yazyka v rechi detei preddoshkol'nogo vozrasta. In: Voprosy Psichol 3/1958, 106–117. (Ein abstract dieses Aufsatzes in englischer Sprache findet sich in dem Beitrag von Slobin, D. I.: Soviet Methods of Investigating Child Language. In: F. Smith & G. A. Miller (Hrsg.): The Genesis of Language. A Psycholinguistic Approach. Cambridge, Mass. 1966, 361–386).
- Rosch, E. & C. B. Mervis: Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories. In: Cognitive Psychology 7/1975, 573–605.
- Rosch, E., C. B. Mervis, W. D. Gray, D. M. Johnson, P. Boyes-Bream: Basic Objects in Natural Categories. In: Cognitive Psychology 8/1976, 382–439.
- Simmons, H.: Problems of Grammatical Gender in German, with Particular Reference to English Loanwords. Unveröffentlichte phil. Diss. Canberra 1971.
- Slobin, D. I.: Cognitive Prerequisites for the Development of Grammar. In: Ch. A. Ferguson & D. I. Slobin (Hrsg.): Studies of Child Language Development. New York 1973, 175–208.
- Tucker, G. R., W. E. Lambert, A. Rigault & N. Segalowitz: A Psychological Investigation of French Speakers' Skill with Grammatical Gender. In: Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior 7/1968, 312–316.
- Tucker, G. R., W. E. Lambert & R. Rigault: Students' Acquisition of French Gender Distinctions: A Pilot Investigation. In: IRAL, Vol. VII/I/1969, 51–55.
- Vater, H.: Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch. Tübingen 1963.
- Wellmann, H.: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. 2. Hauptteil: Das Substantiv. Düsseldorf 1975.
- Zubin, D. A. & Köpcke, K.-M.: Gender: a less than arbitrary grammatical category. In: Papers from the 17th Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society. Chicago 1981, 439–449.

Adressen der Verfasser: Dr. Klaus-Michael Köpcke, Fachbereich Erziehungswissenschaften I, Universität Hannover, Bismarckstraße 2, 3000 Hannover 1. / Prof. Dr. David Zubin, Department of Linguistics, S. U. N. Y. Buffalo, C 106 Spaulding Quadrangle, Buffalo, N. Y. 14261.